

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 52

Artikel: Wie man früher Neujahr feierte

Autor: Dietzi-Bion, Hedwig

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648115>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Heimatschuhtheater hat den Vorteil, von Kennern und Künstlern wie Otto von Greverz und Rudolf Münger geleitet und beraten zu sein. Das merkt man den Szenenbildern an. Wirtstube und Bauernstuben sind auf die gegebene Kontrastwirkung abgestimmt. Von den ärmlichen und unsäglich nüchternen Wänden der Dorngrüttstube schreien uns der Geiz und der Unfriede völlig an; die Liebiwilstube dagegen mit ihrem warmen Ofen, der heimeligen Ruhbettcke, dem hohen Himmelbett erzählt uns von Güte und Wohltun, von Hausfriede und Familienglück. Es seien hier auch die altbäuerlichen Kostüme erwähnt, die nach Rudolf Müngers Vorlagen entstanden, und die das Zeittolomit der Gotthelfschen Erzählung trefflich wiedergaben.*)

Im vierten Akt sodann erreicht die Handlung ihren Höhepunkt. Mit unübertrefflicher dramatischer Kraft hat Gotthelf — und hat nach ihm Gfeller die Peripetie herbeigeführt: Annemareili sagt sich in der Verzweiflung, Reslis Weigerung, die Eltern ins Stöckli zu schicken, mißverstehend, vom Geliebten los. Dieser wird dadurch von aller Rücksicht gegen Michel entbunden und darf dem Bösen die Wahrheit herrlich saftig ins Gesicht schleudern: „Seelesthinder du!... du wüesichtscht Ufslot zwüsche Langnau u Solothurn!“

Von edelster Kontrastwirkung ist endlich auch die Sterbezene im Schlufzakt. Die Liebiwil-Mutter löst sterbend den Konflikt zwischen den beiden Liebenden. Sie breitet mit wunderbar zarten Händen — hier ist Gotthelf herrlich groß! — vor Reslis ergriffenem Herzen Annemareilis Seele aus, ihm ihr strenggehütetes Lebensgeheimnis, die eigenen Liebeskämpfe, anvertrauend. Die Szene ist auch in Gfellers Fassung — ja hier ganz besonders — großartig padend. Wer von ihr nicht ergrieffen wird, hat nie warm empfunden. Erschütternd, die Gefühle zutiefst aufröhrend, ist der Augenblick, da die von Liebe und Reue getriebene Dorngrütttochter in der Türe erscheint und der sterbenden Mutter zu Füßen stürzt: „I ha müesche cho! Mueter, o Mueter! Wäge mir... wäge mir hech usen Huis sölle! Wäge mir bish chrank worde! I bi euerich Ungfehl gsi! Berzieh mer!“ Wie ein ins Dunkel brechende Lichtstrahl von Sonne und Wärme Zeugnis ablegt, so ist dieses Erscheinen ein Hinweis auf das verdiente Zukunftsglück der Liebenden. Der Zuschauer wird befreit vom drückenden Gefühl, der blinde Zu-



Annemareili.

Resli.

Stini.

fall habe hier ein Glück zerstört. Es ist die schöne positive Lösung, die uns mit der Welt versöhnt und uns befriedigt

* Der Künstler hat uns in freundlicher Weise seine Figuren zur Reproduktion zur Verfügung gestellt.

entlässt. Es ist der künstlerisch wertvolle Schluß, die Kotharsis in des Wortes bester Bedeutung.

„Geld und Geist“ ist ein voller Wurf. Die Bühnenwir-



Kellnerin.

Wirtin.

Kellerjoggi.

lung ist jeder künstlerisch ernsten Aufführung sicher. Die Berner Aufführungen waren, wie gesagt, ein ganzer Erfolg. Dieser ist in erster Linie dem Autor zu gönnen; denn er ist verdient. Simon Gfeller hat nicht nur mit feiner Kunst die große Gotthelfsche Seelenlinie herausgearbeitet; er hat aus eigenem Sprachgut den Gestalten das erhöhte Relief verliehen, das sie für die Bühne nötig haben. Wenn er Michel den Resli häniisch abbügen läßt: „Wehr du di jes au no u mach di gästablig, we me di will ufe Hafe seze“ — dann hat er ihn mit eigenem Pinsel gezeichnet. Auch da, wo Michel verächtlich trümpft: „Nachhäre tha me de miten blutte Füidle go eihorne u düre Wald us brüele: Hätt i nume... hätt i nume...!“ Überhaupt dieser Michel, er ist eine Staats-Bühnenfigur — ganz Gotthelf, ganz Simon Gfeller! Aber sind es nicht auch ganze, lebendige Gotthelf-Menschen: dieses Annemareili, dieser Resli, dieser Christen und vor allem dieses wunderbare Nenneli?

Verdient hat den Erfolg auch die wackere Spielgesellschaft. Sie ist dieser Jahr in glücklichster Weise zusammengesetzt. Namentlich die Frauenrollen, sonst ein schwacher Punkt des Heimatschuhtheaters, befriedigten diesmal fast restlos. Hervorzuheben sind die Leistungen des Dorngrütters, des Kellerjoggi, des Resli und Christen. Mit für Dilettanten stolunenswerter Kunst war die schwierige Rolle vom Nenneli, der Mutter, gespielt. Ganz echt und von einer starken Persönlichkeit getragen war das Annemareili. Die Gestalten stehen uns, die wir der Erstaufführung im Schänzli gemeinsam mit dem stillgenießenden Autor beigewohnt haben, beglückt und ergrieffen von dem schönen Spiel, in lebenswärmer, plastischer Erinnerung vor Augen; wir werden sie so bald nicht vergessen.

H. B.

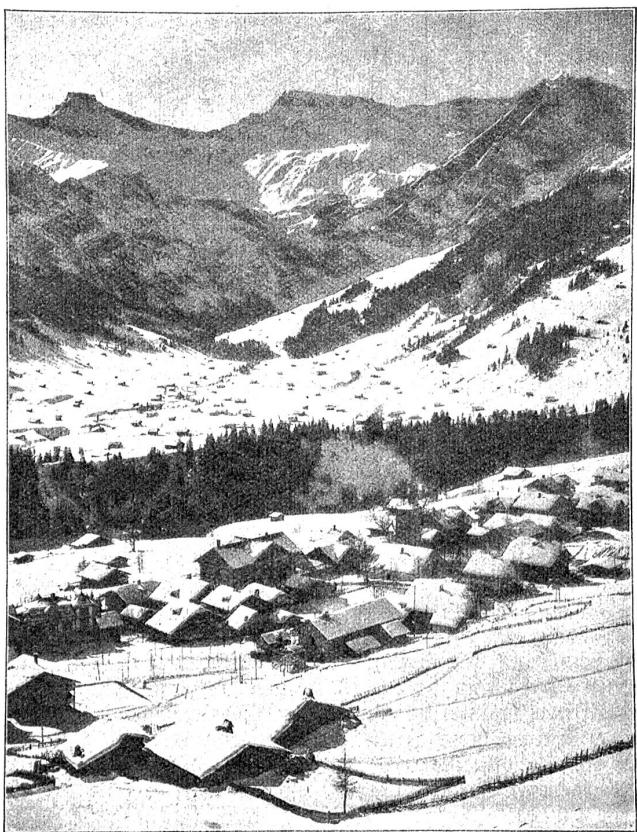
Wie man früher Neujahr feierte.

Von Hedwig Diezi-Bion, Bern.

Darf ich euch erzählen von den Festtagen, wie sie zu unserer Kinderzeit gefeiert wurden, und wie wir sie als unvergessliches Kleinod in unsern Herzen bewahren?

Schon mehrere Wochen vor Weihnachten ging die Mutter mit uns zum „Fischer“ oder zur „Zumpfer Dietrich“ und kaufte uns Stramin und Wolle, aus denen wir

unseren lieben Neujahrsarbeiten anfertigen durften. Das war eine schöne, geschäftige Zeit, ein vergnügtes Beisammensein und Arbeiten im warmen Zimmer nach der Schule



Adelboden im Winter. (Phot. Gyger, Adelboden.)

und an freien Nachmittagen, unter Anleitung der lieben Mutter. Da entstanden „Chrüzlistich“-Pantoffeln oder ein besticktes Hausskäppchen für den Vater, und Nadelbüchlein und Gusechüsseli für die Tanten und „Götten“. Für die Mutter selbst wurde im tiefsten Geheimnis gearbeitet, irgend etwas, was sie „sehr sehr nötig hatte“, denn jedesmal, wenn wir ihr unsere Arbeit überreichten, sagte sie, „gerade das habe sie sich gewünscht“. Uns Geschwister beglückten wir mit besonders eifrig ausgeführten farbigen Zeichnungen, die jedes nachher über seinem Bett aufmachte, denn wir schließen alle drei im gleichen großen Schlafzimmer. „Salon“ hatten wir keinen, aber eine unendlich gemütliche große Wohnstube. In dieser stand zur Neujahrszeit der große dunkelgrüne Tannenbaum. Am Abend, als wir im Bett waren, wurde er hineingestellt und von den lieben Eltern geschmückt; vorher durften wir Nüsse vergolden und versilbern, Papierförbchen schneiden, schöne rotbackige Apfeln glänzend reiben und an ihre Stiele Schnürchen zum Aufhängen befestigen. Das war schon eine liebe, lustige Vorarbeit.

Den ganzen Tag blieb dann die Türe zum Wohnzimmer verschlossen und nur die Mutter ging geschäftig ein und aus mit geheimnisvollen Päcklein.

Man aß in der Küche zu Mittag und das war auch wieder schön; es roch herrlich nach Brezeli und Dirggeli, die unser altes Mädeli, das uns noch auf den Armen getragen hatte und uns später als Studenten und Seminariistinnen noch „du“ sagte, so unübertrefflich zu bereiten verstand. Sieberhaft betrieben wir dann unsere Vorbereitungen für den Abend. Päcklein wurden gemacht, mit Schnüren solid umwunden und mit Siegellack versiegelt. Früh wurde

dann das „Zabe“ bereitet, das, wie alle Tage, aus Kaffee, Brot, Butter und Konfitüre bestand, nur der Vater bekam sein Fleischgericht. Und dann zogen wir unsere Sonntagskleidchen an und wurden nochmals gesäumt.

Der Vater kam von seinem Winterspaziergang durch die verschneite Welt draußen, mit bereitem Haar und Bart und frohblidenden Augen heim und holte sein Geschenk für die Mama hervor, das ihm die Tanten besorgt hatten. Es bestand wie jedes Jahr aus einem schönen Kleiderstoff, und oben darauf legte er ein kleines weißes „Envelöppli“. Und die Mutter packte ihr Dutzend selbstgestrickter Socken in ein schönes Papier und schrieb „dem lieben Papa“ darauf. Und plötzlich war der Abend da, der unvergeßlich schöne Silvesterabend so viele Jahre hindurch. Ein Silberglöcklein läutete, die Türe ging auf, und in hellem goldenen Lichterglanz strahlte uns der Christbaum entgegen. Sein Schmuck bestand aus vielen bunten Kerzen, silbernen und goldenen Rüschen und roten Apfeln. Das war alles. Aber er war tausendmal schöner als die heutigen Bäume mit den gleichenden Rügeln und Ketten und dem ganzen künstlichen Aufputz.

Neben dem Lichterbaum standen die Eltern lächelnd und hatten doch zu unserm Erstaunen feuchte Augen. Und wir stellten uns glückstrahlend vor unsere von lauter Liebe und Elterngüte geweihten Gaben. Das „Rüttliche“, das den größten Raum einnahm, wurde freilich auch damals mit kurzem Blick abgetan, aber das herrliche Buch, die einfache Puppe, die das liebe Mütterlein in den Abendstunden selbst bekleidet hatte, das weiche weiße Schäfchen oder Kaninchen, das man auf einem Brettchen an einer Schnur herumziehen konnte, das alles wurde innig ans Herz gedrückt; der Lebkuchen, auf dem ein silbernes Fünffrankenstück fürs Sparkässeli lag, schnell verschuft, und die prächtige Orange, die jeden Platz krönte (damals waren Orangen eine seltene Delikatesse), bewundert und rundum gedreht im Vorgefühl des Schmausens.

Und nachher überreichten wir fast verlegen unsere Arbeiten und wurden dafür ganz unmotiviert innig in die Arme genommen von den Eltern, und wieder hatten sie feuchte Augen.

Und dann kamen die Onkel und Tanten mit ihren Kindern, die alle in unserem Haus wohnten, und nach dem Austausch der kleinen Geschenke mußten wir unsere Klavierstückli spielen und unsere oft selbstgemachten Weihnachtsgedichte aufzagen. Und nachher sangen wir alle miteinander „O Tannebaum“ und all die lieben alten Weihnachtslieder, und das alte Mädeli war auch da und wischte sich die Augen und sagte immer wieder: „Eh aber nei, wie schön“.

Und wir Kinder spielten mit unsern neuen Sachen, und die Großen saßen um den Tisch vor dem Ruhbett und tranken Klaret und aßen Brezeli und Dirggeli. Der Vater und die Mutter aber saßen nebeneinander auf dem grünen Sofa und gaben sich ihre Geschenke, und — nein, das hatten wir noch gar nie gesehen — der Vater legte den Arm um der Mutter Schultern und zog sie an sich und gab ihr einen Kuß, und sie lachte und wurde rot und sah ganz jung aus.

Und wir lachten auch und kletterten auf ihren Schoß, in ihre Arme, und drückten und küßten diese zwei „liebsten Menschen auf der Welt“, bis der Vater sagte: „So, jetzt ist es genug, morgen ist auch ein Tag. Und was für ein Tag! Neujahr!“

So zogen wir ohne langes Widerreden ab mit unsern Geschenken, die wir mit ins Bett nehmen durften, und nur dunkel kam es uns vor, als ob spät in der Nacht die Mutter sich über unsere Betten beugte, und uns die Puppen, Tierchen und Bücher leise auf das Tischchen nebenan legte; denn Alles war wie von Weihnachtsgeheimnis umwoben und eingetaucht in lauter Liebe und Seligkeit.